

„WETTBEWERB HILFT“

Wissenschaftsminister Karlheinz Töchterle über die „Entfesselung“ der heimischen Universitäten, interuniversitäre Kooperationen, das internationale Standing der Uni Innsbruck und warum die Lehrerausbildung ein universitäres Thema bleiben soll.



ZUKUNFT: Im Bericht der drei ausländischen Experten* zum österreichischen Hochschulplan heißt es, dass Wettbewerb und Kooperation zu einer modernen nationalen Universitätslandschaft gehören.

War dies vor 20, 30 Jahren nicht so?

KARLHEINZ TÖCHTERLE: Nein, bei weitem nicht. Das UG 2002 hat in diesem Bereich gewaltige Änderungen gebracht – die Autonomie der Universitäten, die „Entfesselung“ im besten Sinne des Wortes. Das haben die Unis sehr gut genutzt. Ich war am Anfang durchaus ein Skeptiker des UG 2002, muss jetzt aber gestehen, dass es ein mutiger und richtiger Schritt in die Zukunft war. Es ist dadurch Wettbewerb entstanden, z.B. eine neue Berufungskultur – es ist jetzt ein klassischer Wettbewerb zwischen den Unis der ganzen Welt um die besten Köpfe. Das habe ich als Rektor bei etwa 100 Berufungen hautnah gespürt. Weiters haben wir einen Wettbewerb im Drittmittelbereich. Ich würde mir einen Wettbewerb innerhalb der Studierenden wünschen – den haben wir nicht. Auch eine schlanke gut funktionierende Verwaltung ist ein Wettbewerbsvorteil. Wettbewerb hilft also sicher, wobei ich betonen möchte, dass ich nicht in allem ein Wettbewerbseuphoriker bin.

ZUKUNFT: Explizit heißt es im Bericht auch, dass Kooperation weitere Wettbewerbsvorteile bringen könnte. Wo sehen Sie Kooperationspotenziale?

TÖCHTERLE: Sie drängt sich vor allem da auf, wo es teuer wird. Es ist besser, ein gutes teures Gerät für mehrere Universitäten zu kaufen, statt drei mittelmäßige Geräte für drei Unis anzuschaffen.

ZUKUNFT: Wie den neuen Supercomputer MACH für die Unis Innsbruck und Linz.

TÖCHTERLE: Ja. Bei Rechnern geht es natürlich relativ leicht, der Standort ist hier egal. Ein weiteres Kooperationsfeld ist jenes, in dem größere Quantitäten notwendig sind wie bei Doktoratskollegs. Mit drei Leuten geht das nicht, es braucht zehn, 20 gute Dissertantinnen und Dissertanten, die im Team arbeiten. Sinnvoll ist Kooperation auch in

* *Univ.-Prof. Dr. Antonio Loprieno, Rektor und Professor für Ägyptologie/Uni Basel; Prof. Dr. Eberhard Menzel, Professor für Elektrische Energietechnik und Präsident der Hochschule Ruhr West; Univ.-Prof. Dr. Andrea Schenker-Wicki, Professorin für Business Administration/Uni Zürich.*

der Forschung. Wenn man gute ERC-Grants oder FWF-Projekte einwerben will, braucht es eine gewisse Masse und Qualität, was für eine Universität oder ein Fach allein oft schwer ist. Mit Kooperation kann man aber auch die Qualität und Vielfalt in der Lehre erhöhen.

ZUKUNFT: Wie beim Mechatronik-Studium, das von der Universität Innsbruck mit der Privatuni UMIT angeboten wird.

TÖCHTERLE: Dazu hat uns damals sicherlich auch die Technologieoffensive des Landes animiert. Es kam zur Kooperation, es gibt an beiden Unis Stiftungsprofessuren, es gibt das gemeinsame Studium. Wahrscheinlich gibt es ein paar Kinderkrankheiten, aber das ist ganz normal. Auf lange Sicht kann es nur so gehen. Festzuhalten ist aber auch, dass immer die Qualität auf allen Seiten stimmen muss – man muss immer auf gleicher Augenhöhe sein, das ist die Voraussetzung.

ZUKUNFT: Es gibt in Österreich mehrere Architekturstudien, sehr viele Wirtschaftsausbildungen. Se-

„Für Kooperationen muss man auf gleicher Augenhöhe sein. Das ist die Voraussetzung.“

Karlheinz Töchterle, Bundesminister für Wissenschaft und Forschung

hen Sie in diesem Bereich Kooperations-, Fusions- oder Konzentrationspotenzial?

TÖCHTERLE: Natürlich gäbe es das. Die von Ihnen angeführten Studien sind allerdings Massenstudien, da müssen wir über die vielen Anbieter froh sein, sonst könnten wir die Massen noch schlechter bewältigen. Da würde eine Konzentration wenig bringen. Wichtig ist aber eine Absprache, zu wissen, was der andere macht. In diesem Sinne ist ein Hochschulplan und eine gegenseitige Information und Abstimmung extrem wichtig.

ZUKUNFT: Soll der Hochschulplan eine gewisse Systematik in das Universitätswesen bringen?

TÖCHTERLE: Unser Universitätswesen ist über Jahrhunderte mit sehr vielen Einzelementen gewachsen, die muss man in eine Zusammenschau bringen. Nun hat man es aber mit autonomen Gebilden zu tun – und die Autonomie gilt es zu wahren –, da muss man sich bei der Abstimmung dementsprechend verhalten. Man kann nicht von oben herab anschaffen, man kann anstoßen, anregen, steuern. Dafür haben wir die österreichische Hochschulkonferenz. Dazu möchte ich noch eines sagen. Die Tiroler Hochschulkonferenz ist inzwischen beispielgebend in Österreich, Salzburg und die Steiermark übernehmen die Idee. Das ist sicher

ein Klassiker der Kooperation, wobei man natürlich auch am Boden bleiben muss. Am Anfang passieren nicht die großen Wunder, allein aber, dass man gemeinsam an einem Tisch sitzt, miteinander redet, sich abstimmt, das ist ein Qualitätssprung sondergleichen.

ZUKUNFT: Wenn es nach den politischen Plänen geht, wird es im Bereich der Lehrerausbildung zu Kooperationen kommen. Die Uni Innsbruck hat nun eine „School of Education“ präsentiert, welche die gesamte Lehrerausbildung an der Universität ansiedelt. Wie sehen Sie das?

TÖCHTERLE: Ich habe dazu klare Positionen, die ich argumentativ abstützen kann, auch weil ich selbst Lehrer ausgebildet habe. Es ist schlicht undenkbar, dass die Universitäten in Zukunft bei der Lehrerausbildung eine untergeordnete Rolle spielen sollen. Sie sind quantitativ die weitaus größten Ausbilder und vor allem die Stätten, an denen die fachliche Qualität der Lehrerausbildung am ehesten abgesichert ist. Für die Qualität eines Lehrers und einer zukünftigen Schule ist die wissenschaftsgestützte und -geleitete Lehre unabdingbar. Das gilt primär für die Fachausbildung, aber auch für die pädagogische Ausbildung. Da mögen jetzt die Pädagogischen Hochschulen böse auf mich sein, ich möchte ihre Qualität auch nicht schlecht reden. Wenn sie sich jetzt aber das Ziel setzen müssen, dass irgendwann einmal 25 Prozent ihres Personals ein Doktorat haben, dann muss man nicht mehr nachdenken.

ZUKUNFT: Sie haben durch Ihre Funktion inzwischen auch eine Außensicht auf die heimischen Unis. Wie bewerten Sie damit die Uni Innsbruck?

TÖCHTERLE: Das Standing ist hervorragend, sie ist überall bekannt und hat einen guten Klang. Seit 2002 hat sie sicherlich dazugewonnen, das sieht man an den internationalen Berufungen: Deutsche, Italiener, Schweizer, Engländer, Rückkehrer aus den USA – das ist nur ein Indiz. Die Uni Innsbruck kann stolz sein, was sie aus ihren Möglichkeiten gemacht hat. Mehr geht aber immer, es gibt Fächer, da könne man besser sein.

ZUKUNFT: Wie wird Österreich als Forschungsland wahrgenommen?

TÖCHTERLE: Auch gut. Wir machen uns aber selbst schlecht. Das liegt leider etwas an den Rektoren – denen ich ja auch angehört habe –, da sie immer als diejenigen auftreten, die nach mehr Geld rufen. Die Botschaft die hängenbleibt ist, dass unsere Unis desolat sind, was nicht stimmt. Ich glaube, dass man auch positive Botschaften vermehrt verbreiten sollte. Das heißt aber nicht, dass man sich zurücklehnen darf.

ah



ZUR PERSON

Karlheinz Töchterle, geboren 1949, studierte Klassische Philologie und Germanistik an der Uni Innsbruck mit Studienaufenthalten in Konstanz und Padua. Promotion 1976 in Klassischer Philologie, 1978 Abschluss der Lehramtsprüfung, 1986 Habilitation, von 1976 bis 1997 Assistent am Institut für Klassische Philologie, Vertretungsprofessuren führten ihn nach Graz und München. 1997 wurde Töchterle Professor für Klassische Philologie in Innsbruck, von Oktober 2007 bis April 2011 war er Rektor. Seit dem 21. April 2011 ist der parteifreie Töchterle Bundesminister für Wissenschaft und Forschung.

Das gesamte Interview finden Sie auf www.uibk.ac.at/forschung/magazin/7/